Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 1 (1921-1922)
Heft: 8

Rubrik: Kulturelles

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kulturelles.

Deutsche Schrift und fremde Sprachen in der deutschen Schweiz.

In der Schweizerischen Lehrerzeitung setzt sich Herr N. Siegenthaler, der Schriftführer des deutschschweizerischen Schriftvereins, mit der Behauptung der Antiquafreunde auseinander, die Entfernung der deutschen Buchstaben aus der Schule bringe dem Unterricht einen wesentlichen Zeitgewinn ein, indem nämlich bei Alleinherrschaft der Antiqua von 500 Schreibstunden 200 eingespart werden könnten. Wenn nun bloß die Erfahrungen, die man in einigen Kantonen mit dieser Antiqua als Fibelschrift gemacht hat, nicht dagegen sprächen! Davon, daß durch die Einführung des lateinischen Alphabets die Schriften schlechter werden, soll weiter nicht die Rede sein. Und nur nebenbei, so als Blitzlichtschimmer auf unsre herrlich fortschreitende Kultur und ihren wunderbaren Zusammenhang mit der Vergangenheit sei eine höchst wunderliche Tatsache erwähnt, die jüngst in Lehrerkreisen erzählt wurde. Da soll es nämlich in den Antiquakantonen nicht selten vorkommen, daß Schüler mit einem deutsch geschriebenen Brief „von Verwandten auf dem Land" sich einstellen, den der Lehrer in die Lateinschrift übersetzen sollte, damit man in der gebildeten Stadt das altmodische Geschreibsel lesen kann. Geschieht also in der deutschen Schweiz.

Sehr unbequem aber für die Antiquaverfechter mit ihrem Feldgeschrei von „Entlastung der Schüler" (durch Einsparung jener fabelhaften 200 Schreibstunden) ist es nun, daß der von der aargauischen Delegiertenkonferenz bestimmte Referent über die Schriftfrage, ein Freund der Antiqua übrigens, von der Verminderung der Schreibstunden nichts wissen will und außerdem feststellen muß: daß die deutsche Schrift für die Anfänger wesentlich leichter sei als die lateinische. Der gerade Strich, das Element der deutschen Schriftzeichen, setze nämlich der kindlichen Hand kein Hindernis entgegen, während bei den lateinischen Formen kein Buchstabe denkbar sei ohne Anwendung der schwierigen Bewegung des Fingerkreisens. Deshalb sei es auch methodisch das einzig Richtige, daß man mit der Deutschschrift beginne, von der die Hand des Schülers später fast mühelos zur Antiqua übergehe.

Darin können wir dem Verfasser des Aufsatzes nur beistimmen, wenn er weiter ausführt: „Vier Jahre lang deutsche Sprache deutsch schreiben und dann, wenn Schriftelemente und Orthographie sitzen, zur Antiqua für unsre Muttersprache übergehen (wie jener aargauische Referent vorschlägt), finde ich unsinnig. Warum ist denn die deutsche Schrift nachher nicht auch gut genug? Wer Frakturdruck will, muß auch die Frakturschreibschrift wollen oder dann jenen, den schönen, anheimelnden, ebenfalls abschaffen."

Auch auf einen andern wunden Punkt wagt unser Einsender den Finger zu legen. „In den Fremdsprachen," schreibt er, „die besonders auf unsern höhern Schulen (die obere Volksschule krankt auch an dem Übel) alles dominieren und in steigendem Maße unserm Volke eine verflachende Mischkultur aufdrücken, könnte auch manches kürzer und einfacher gehalten sein, ohne daß unsere berufliche und geistige Fähigkeit darunter litte."

Da ist kein Zweifel, die deutschschweizerischen Schulen tun nachgerade des Guten zuviel mit ihrer oft gerühmten „Pflege" der Fremdsprachen. Und der Kreis derer mehrt sich, die darüber den Kopf schütteln und sich fragen, was dabei denn eigentlich herauskomme. Nun, in der Regel ein oberflächliches bißchen Kellnerfranzösisch und Portierenglisch. Das nennt man dann euphemistisch schweizerische „Vielsprachigkeit", schweizerische Universalität. Während weitaus die meisten bei all ihrem „Welsch"-Geplapper auch nicht ein Fünkchen fremden Sprachgeistes erhaschen und dazu einem ganz unbegründeten Bildungsdünkel verfallen, der in Wirklichkeit auf ihr geistiges Leben lähmend wirkt. Und man komme uns nicht mit dem Vorwurf bildungsfeindlicher Enge. In solcher bewußt und willentlich einsprachiger „Enge" haben alle im höchsten Maße kulturschaffenden Völker ihre besten Kräfte gefunden und ihre herrlichsten Leistungen gezwungen. A. B.

Bücher.

Das Werden eines Optimisten.

In nachdenklichen Kreisen Englands vollzieht sich gegenwärtig ganz unverkennbar eine beträchtliche Sinnesänderung in bezug auf den „Friedensvertrag" von Versailles. Um diese Wandlung zu beschleunigen und um insbesondere die noch schüchterne Erkenntnis vieler Briten zu vertiefen, daß die Grundlage des Vertrages, Deutschlands ausschließliche Verantwortung für das 4½jährige Morden, hohl und brüchig ist, hat kürzlich Hamilton Fyfe ein sehr beachtenswertes Bekenntnis-Buch veröffentlicht: „The Making of an Optimist" (Leonhard Parsons, London. 279 Seiten. 12½ Shilling). Fyfe, der nach dem Zeugnis von Sir W. Robertson Nicoll „unfraglich einer der fähigsten und glänzendsten heutigen Schriftsteller" ist, gehörte viele Jahre dem Redaktionsstab der „Times" und „Daily Mail" an und er war vom Recht Großbritanniens, andere Völkerschaften — in ihrem Interesse — zu beherrschen, völlig durchdrungen. Kriege erschienen ihm unvermeidlich und „wahrscheinlich gesund", weshalb er z. B. Norman-Angell öffentlich bekämpfte. Und bei Kriegsausbruch war es für ihn unzweifelhaft, „daß alles Recht auf unserer Seite, alles Unrecht auf der anderen lag". Fyfes Erfahrungen auf vier Kriegsschauplätzen jedoch brachten allmählich einen bedeutenden Wandel seiner früheren Jingo-Ansichten zustande. Trotzdem leitete er vom Juli 1918 bis zum Waffenstillstand die Propaganda Northcliffes zur Unterwühlung der deutschen Widerstandskraft, denn damals glaubte Fyfe noch, daß die Alliierten den Wilson-Frieden der 14 Punkte durchführen würden. Versailles aber, „die schimpflichste Episode der Geschichte", sowie die verschiedenen Enthüllungen von Diplomaten und aus Geheimarchiven öffneten Fyfe vollends recht schmerzlich die Augen über den wahren Stand der Dinge und bekehrten ihn zu einem eifrigen Verfechter wirklicher Völkerversöhnung nach dem Grundsatz von „Leben und leben lassen."

Diesen Werdegang erzählt Fyfe schlicht, eindrucksvoll und gewinnend in seinem Buche voll schöner Menschlichkeit. Sehr wichtig sind darin diejenigen Kapitel, die von der Frage der Schuld am Kriege handeln. „Die Franzosen wußten nicht," schreibt Fyfe, „daß die Wahl des Präsidenten Poincaré als ein Triumph der Leute galt, die wollten, daß die Regierung „eine stolze Politik" befolgen solle. Im Zug, der die Senatoren und Abgeordneten von Versailles nach Paris zurückbrachte, waren viele, die sagten: „Das mag den Krieg bedeu-